

Nabokov | Stadtführer Berlin

Vladimir Nabokov
Stadtführer Berlin

Fünf Erzählungen

Aus dem Englischen übersetzt
von Dieter E. Zimmer und Renate Gerhardt

Nachwort von Richard Müller-Schmitt

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14552
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Berlin, ein Stadtführer (1925)
Pilgram (1930)
Wolke, Burg, See (1937)
Frühling in Fialta (1936)
Lance (1951)

entnommen aus: Vladimir Nabokov: Erzählungen 1 (1921–1934) /
Erzählungen 2 (1935–1951)
Copyright © 1966, 1983, 1984, 1989, 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Copyright © 1989, 2006 by Vladimir Nabokov
Übertragen aus dem Englischen von Renate Gerhardt
(Wolke, Burg, See) und Dieter E. Zimmer
Veröffentlicht im Einvernehmen mit The Estate of Vladimir Nabokov

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Umschlagabbildung: Lesser Ury, *Unter den Linden (Regenstimmung)*,
um 1920 – akg-images
Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH,
Untere Sonnenstraße 5, 84030 Ergolding
Printed in Germany 2023
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014552-4
www.reclam.de

Stadtführer Berlin

Vormittags war ich im Zoo, jetzt gehe ich mit meinem Freund und ständigen Zechgenossen in eine Kneipe. Ihr himmelblaues Schild zeigt in Weiß die Aufschrift »Löwenbräu« und dazu das Porträt eines Löwen mit blinzeln dem Auge und einem Seidel Bier. Wir setzen uns, und ich erzähle meinem Freund von Röhren, Straßenbahnen und anderen wichtigen Dingen.

1 Die Röhren

Vor dem Haus, wo ich wohne, liegt an der Kante des Bürgersteigs eine riesige schwarze Röhre. Etwa einen halben Meter daneben liegt in einer Reihe mit ihr eine zweite, dann eine dritte, eine vierte: die eisernen Eingeweide der Straße, noch arbeitslos, noch nicht in den Boden tief unter den Asphalt versenkt. An den ersten Tagen, nachdem sie mit hohlem Gedröhn von den Lastwagen abgeladen worden waren, liefen kleine Jungen auf ihnen hin und her und krochen auf allen vieren durch diese runden Tunnel, doch eine Woche später spielte schon niemand mehr darauf, und stattdessen fiel dichter Schnee; und wenn ich jetzt im flachen grauen Licht des frühen Morgens ausgehe und vorsichtig das tückische Eis mit der dicken Gummikappe meines Stocks abtaste, liegt oben auf jeder der schwarzen Röhren ein gleichmäßiger Streifen Neuschnee, während die Lichtreflexe einer noch immer erleuchteten Straßenbahn wie hell orangefarbenes Wetterleuchten an der Innenseite jener Röhrenöffnung hinaufhuschen, die der Schienenbie-

gung am nächsten ist. Heute hat jemand mit dem Finger »Otto« in den Streifen jungfräulichen Schnees geschrieben, und mir schien, dieser Name mit seinen beiden weichen Os, die das sanfte Konsonantenpaar flankieren, passe wunderbar zu der stillen Schneesicht auf jener Röhre mit ihren beiden Öffnungen und ihrem verschwiegenen Tunnel.

2 Die Straßenbahn

Die Straßenbahn wird in etwa zwanzig Jahren verschwinden, wie die Pferdebahn verschwunden ist. Für mein Gefühl hat sie schon jetzt etwas Überlebtes, eine Art altmodischen Charme. Alles an ihr ist ein wenig ungefüge und klapperig, und wenn sie eine Kurve etwas zu schnell nimmt und die Stromstange vom Fahrdraht springt und der Schaffner oder sogar einer der Fahrgäste sich am Heck des Wagens hinauslehnt, nach oben späht und an der Schnur ruckelt, bis die Rolle wieder Kontakt hat, dann denke ich jedes Mal daran, wie auch dem Kutscher in früheren Zeiten manchmal die Peitsche aus der Hand gefallen sein muss und wie er dann sein Viergespann zügelte, den Burschen in langschößiger Livree, der neben ihm auf dem Bock saß, zurückschickte, sie aufzuheben, und durchdringend ins Horn blies, während seine Kutsche über das Kopfsteinpflaster eines Dorfes holperte.

Der Schaffner, der die Fahrscheine ausgibt, hat sehr eigenartige Hände. Sie arbeiten so flink wie die eines Pianisten, aber sie sind nicht schlaff und schweißig und haben auch keine weichen Nägel, sondern sind so grob, dass einen eine Art moralisches Unbehagen überkommt, wenn man ihm Kleingeld in die Hand schüttet und dabei die Haut be-

rührt, der ein derber Chitinpanzer gewachsen zu sein scheint. Trotz ihrer Derbheit und der dicken Finger sind es überaus rührige und tüchtige Hände. Neugierig verfolge ich, wie er mit dem breiten schwarzen Fingernagel den Fahrschein festklemmt und ihn an zwei Stellen knipst, in der Ledertasche wühlt, Wechselgeld herausfischt, die Tasche sofort wieder zuklappt und an der Klingelleine zieht oder mit einer Daumenbewegung den Schieber an der Vordertür aufdrückt, um auch den Leuten auf der vorderen Plattform Fahrschein zu geben. Und die ganze Zeit über schaukelt der Wagen, die Fahrgäste im Gang greifen hoch nach den Halteriemen und schwanken hin und her – doch er lässt kein einziges Geldstück fallen, keinen einzigen vom Block abgerissenen Fahrschein. In diesen Wintertagen ist die untere Hälfte der Vordertür mit grünem Tuch verhängt, die Fenster sind mit Frost beschlagen, an jeder Haltestelle drängen sich verkäufliche Weihnachtsbäume an der Bordkante, die Füße der Fahrgäste sind fühllos vor Kälte, und manchmal bedeckt ein grauwoollener Fausthandschuh die Hände des Schaffners. An der Endstation koppelt sich der Triebwagen los, fährt auf ein Nebengleis, passiert den zurückgebliebenen Anhänger und nähert sich ihm von hinten. Es hat etwas von der Ergebenheit eines Weibchens, wie der Anhänger wartet, dass der vordere, männliche Wagen unter Funkengeknister herangerollt kommt und sich ankuppelt. Und ich erinnere mich (ohne die biologische Metapher), wie achtzehn Jahre zuvor in Petersburg die Pferde gespannt und um den dickbäuchigen blauen Tramwagen herumgeführt wurden.

Die Pferdestraßenbahn ist verschwunden, die Elektrische wird verschwinden, und ein exzentrischer Berliner

Schriftsteller in den zwanziger Jahren des einundzwanzigsten Jahrhunderts, der unsere Zeit schildern möchte, wird in ein historisches Technikmuseum gehen und dort einen hundertjährigen, gelben, klobigen Straßenbahnwagen mit altmodisch geschwungenen Sitzen ausfindig machen und in einem historischen Trachtenmuseum eine schwarze Schaffneruniform mit blanken Knöpfen. Dann wird er nach Hause gehen und eine Beschreibung der Straßen Berlins in vergangenen Zeiten zusammenstellen. Alles, jede Einzelheit wird dann Wert und Bedeutung haben: die Schaffnertasche, die Reklame über dem Fenster, die besondere Schüttelbewegung, die sich unsere Urenkel vielleicht vorstellen werden – alles wird geadelt und gerechtfertigt sein durch sein Alter.

Ich meine, dass hierin der Sinn schöpferischer Literatur besteht: alltägliche Dinge so zu schildern, wie sie sich in den freundlichen Spiegeln künftiger Zeiten darbieten werden; in den Dingen unserer Umwelt jene duftige Zartheit aufzuspüren, die erst unsere Nachkommen erkennen und zu schätzen wissen werden, in den fernen Tagen, wenn jede Bagatelle unseres platten Alltagslebens von vornherein erlesen und festlich sein wird: die Tage, da jemand, der sich das gewöhnlichste heutige Jackett überzieht, für den elegantesten Kostümball ausstaffiert ist.

3 Straßenarbeiten

Hier sind Beispiele der verschiedenartigen Arbeiten, die ich von der überfüllten Straßenbahn aus beobachte, in der mir mit Sicherheit irgendeine mitleidige Frau ihren Fens-

terplatz abtritt – während sie versucht, mich nicht zu genau anzusehen.

An einer Kreuzung ist das Straßenpflaster längs der Schienen aufgerissen; im Wechsel schlagen vier Arbeiter mit Vorschlagshämmern auf einen Eisenpfahl ein; der erste trifft, und schon senkt der zweite seinen Hammer mit weitem, akkuratem Schwung; der zweite Hammer saust nieder und erhebt sich gen Himmel, während der dritte und dann der vierte in rhythmischer Folge zuschlagen. Ich lausche ihrem geruhsamen Klang, wie vier sich wiederholenden Noten eines eisernen Glockenspiels.

Ein Bäckerjunge mit weißer Mütze kommt auf seinem Dreirad vorbeigeplätscht; ein mehlbestäubter Bursche hat etwas Engelhaftes. Ein Lieferwagen mit Kästen auf dem Dach rasselt vorüber, in denen Reihen smaragdgrüner, leerer, aus den Kneipen abgeholter Flaschen blinken. Auf einer Karre gleitet geheimnisvoll eine lange schwarze Lärche dahin. Der Baum liegt flach auf dem Wagen; sacht bebt seine Spitze, während seine erdigen Wurzeln, von derbem Sackleinen umwickelt, an seinem Ende eine gewaltige, beigefarbene, bombenförmige Kugel bilden. Ein Postfahrer hat die Öffnung eines Sackes unter einen kobaltblauen Briefkasten geschoben, befestigt ihn von unten, und heimlich, unsichtbar leert sich der Kasten mit gemächlichem Rascheln, und der Postfahrer klappt den viereckigen Rachen des nunmehr voll und schwer gewordenen Beutels zu. Doch vielleicht am schönsten sind die chromgelben Tierkörper mit rosa Flecken und Arabesken, die auf einem Lastwagen gestapelt sind, und der Mann mit der Schürze und der Lederkapuze mit ihrem langen Nackenschutz, der Körper für Körper auf den Rücken wuchtet und ihn vorn-

übergebeugt über den Bürgersteig in den roten Laden des Fleischers schleppt.

4 Eden

Jede große Stadt hat ihr eigenes Eden, von Menschen geschaffen.

Wenn Kirchen uns vom Evangelium erzählen, so erinnern uns die Zoos an den feierlichen und zarten Anfang des Alten Testaments. Schade nur, dass dieses künstliche Eden ganz hinter Gittern liegt, obwohl mich ohne die Gitter allerdings der erstbeste Dingo anfallen würde. Trotzdem ist es schon ein Eden, soweit der Mensch es wiederzuschaffen vermag, und mit gutem Grund heißt das große Hotel gegenüber dem Berliner Zoo nach jenem Garten.

Im Winter, wenn man die tropischen Tiere versteckt hat, empfehle ich einen Besuch im Haus der Amphibien, Insekten und Fische. In dem halbdunklen Saal ähneln die Reihen erleuchteter gläserner Schaukästen den Bullaugen, durch die Kapitän Nemo aus seinem Unterseeboot auf die Meeresgeschöpfe schaute, die sich zwischen den Ruinen von Atlantis dahinwanden. Hinter dem Glas gleiten in hellen Nischen Fische mit glänzenden Flossen, atmen Seebäumen, und auf einem Stück Sand liegt ein lebendiger, hochroter, fünfzackiger Stern. Daher also stammt das berühmte Emblem – vom Grunde des Ozeans, aus der Dürsterkeit der versunkenen Atlantica, die vor langen Zeiten allerlei Umwälzungen durchmachte, während sie mit aktuellen Utopien und anderen Dummlichkeiten herumpfuschte, die noch uns zu Krüppeln machen.

Und versäumen Sie ja nicht, bei der Fütterung der Riesenschildkröten zuzusehen. Diese schwergewichtigen uralten Hornkuppeln kommen von den Galápagos-Inseln. Mit greisenhafter Behutsamkeit kommen ein runzlicher flacher Kopf und zwei völlig nutzlose Füße unter dem fast zwei Zentner schweren Panzer hervor. Und mit ihrer dicken, schwammartigen Zunge, die irgendwie an die eines kakologischen Kretins erinnert, der schlapp seine monströse Sprache erbricht, steckt die Schildkröte den Kopf in einen Haufen nassen Gemüses und mampft achtlos dessen Blätter.

Doch diese Kuppel über ihr – ach, diese Kuppel, diese alterslose, polierte, matte Bronze, diese prachtvolle Bürde der Zeit ...

5 Die Kneipe

»Das ist ein mieser Stadtführer«, sagt mürrisch mein ständiger Trinkgenosse. »Es interessiert doch keinen Menschen, wie du die Straßenbahn nimmst und ins Berliner Aquarium fährst.«

Die Kneipe, in der wir beide sitzen, besteht aus zwei Räumen, einem großen und einem etwas kleineren. Ein Billardtisch befindet sich in der Mitte des größeren; in den Ecken stehen ein paar Tische; gegenüber vom Eingang ist die Theke, und hinter ihr sind Regale mit Flaschen. Zwischen den Fenstern hängen Zeitungen und Illustrierte, in kurze Holzstäbe geklemmt, wie Papierfahnen an der Wand. Ganz hinten ist ein breiter Durchgang, durch den man ein vollgestelltes kleines Zimmer mit einer grünen

Couch unter einem Spiegel sieht, aus dem ein ovaler Tisch mit kariertes Wachstuchdecke herausfällt und seine feste Position vor der Couch einnimmt. Jenes Zimmer gehört zu der bescheidenen kleinen Wohnung des Gastwirts. Dort sitzt seine Frau mit welken Zügen und großem Busen und füttert ein blondes Kind mit Suppe.

»Das interessiert doch keinen«, wiederholt mein Freund mit kummervollem Gähnen. »Was sollen schon Straßenbahnen und Schildkröten? Und das Ganze ist sowieso einfach langweilig. Eine langweilige fremde Stadt, und teuer ist es hier auch noch ...«

Von unserem Platz an der Theke aus kann man die Couch, den Spiegel und den Tisch im Hintergrund jenseits des Durchgangs sehr deutlich sehen. Die Frau räumt den Tisch ab. Auf die Ellbogen gestützt, mustert das Kind aufmerksam eine an ihren nutzlosen Halter geklemmte Illustrierte.

»Was gibt's denn da zu sehen?«, fragt mein Begleiter, und seufzend dreht er sich auf dem unter ihm laut knarrenden Stuhl langsam um.

Dort unter dem Spiegel sitzt immer noch das Kind allein. Doch jetzt blickt es zu uns herüber. Von seinem Platz aus kann es die Kneipe sehen – das grüne Eiland des Billardtisches, den Elfenbeinball, den es nicht berühren darf, den metallischen Glanz der Theke, zwei dicke Lastwagenfahrer an dem einen Tisch und uns beide an dem andern. Es hat sich längst an diese Szene gewöhnt, ihre Nähe macht ihm nichts aus. Eines jedoch weiß ich. Was immer ihm im Leben auch zustoßen wird, immer wird es sich an das Bild erinnern, das es aus dem kleinen Zimmer, wo es seine Suppe bekam, in seiner Kindheit Tag für Tag sah. Immer wird

es sich an den Billardtisch erinnern und an den abendlichen Gast, der seine Jacke abgelegt hatte und den spitzen weißen Ellbogen nach hinten streckte, wenn er mit seiner Queue auf die Kugel zielte, und an den blaugrauen Zigarrenqualm, den Lärm der Stimmen, meinen leeren rechten Ärmel und mein narbenbedecktes Gesicht und den Vater hinter der Theke, der mir ein Bier zapft.

»Ich begreife nicht, was du da siehst«, sagt mein Freund und wendet sich mir wieder zu.

Ja was auch! Wie kann ich ihm begreiflich machen, dass ich jemandes künftige Erinnerungen geschaut habe?

Pilgram

1

Die Straße begann an der Ecke eines von Menschen wimmelnden Boulevards, von dem sie eine der Straßenbahnlinien fortlockte. Ohne Schaufenster oder ähnliche Freuden zog sie sich lange unauffällig hin. Dann kam ein kleiner Platz (vier Bänke, ein Stiefmütterchenbeet), den die Elektrische mit gellender Missbilligung umfuhr. Hier wechselte die Straße den Namen, und ein neues Leben hob an. Zur Rechten erschienen Läden: ein Obstgeschäft mit leuchtenden Apfelsinenpyramiden; ein Tabakladen mit dem Bild eines lüsternen Türken; ein Feinkostgeschäft mit fetten braunen und grauen Wurstringen; und dann unvermutet eine Schmetterlingshandlung. Abends – und besonders an regnerischen Abenden, wenn der Asphalt wie ein Seehundsrücken glänzte – blieben die Fußgänger einen Augenblick lang vor diesem Sinnbild sonnigen Wetters stehen. Gewaltige und prachtvolle Insekten waren ausgestellt. Die Leute sagten sich: »Was für Farben – erstaunlich!« und stapften weiter durch den Nieselregen. Flügel mit vor Stauen weit geöffneten Augen, schimmernde blaue Seide, schwarze Magie – das blieb einem eine Weile noch vor den Augen, bis man in die Straßenbahn stieg oder eine Zeitung kaufte. Und nur, weil sie mit den Schmetterlingen zusammen waren, hafteten auch ein paar andere Dinge im Gedächtnis: ein Globus, Bleistifte und ein Affenschädel auf einem Stapel von Schulheften.

Blinkend setzte sich die Straße mit einer Reihe wiederum gewöhnlicher Läden fort – Seife, Kohlen, Brot –, um an

der Ecke, wo sich eine kleine Gastwirtschaft befand, von neuem eine Pause einzulegen. Der Mann hinter der Theke, ein schneidiger Kerl mit steifem Kragen und grünem Pullover, verstand es, den Schaum auf dem Glas unter dem Bierhahn geschickt mit einer einzigen Bewegung abzustreichen; auch hatte er den wohlverdienten Ruf, ein Witzbold zu sein. Allabendlich spielten hier der Obsthändler, der Bäcker, ein Arbeitsloser und der Vetter des Kneipwirts an einem runden Tisch nahe beim Fenster mit großer Hingebung Karten. Wer die Partie gewann, bestellte sofort eine neue Runde, so dass keiner der Spieler je reich werden konnte.

Sonnabends pflegte an einem der Nebentische ein abgekämpfter älterer Mann mit gerötetem Gesicht, glatt anliegendem Haar und einem nachlässig gestutzten, angegrauten Schnurrbart zu sitzen. Wenn er erschien, begrüßten ihn die Spieler geräuschvoll, ohne von ihren Karten aufzusehen. Unweigerlich bestellte er Rum, stopfte seine Pfeife und sah dem Spiel mit rötlich gerandeten, wässerigen Augen zu. Das linke Augenlid hing leicht herab.

Gelegentlich wandte sich jemand an ihn und erkundigte sich, wie sein Laden ginge; er ließ sich mit der Antwort Zeit, und oft antwortete er gar nicht. Wenn die Wirtstochter, ein hübsches, sommersprossiges Mädchen in einem getupften Kleid, zufällig dicht genug vorbeikam, versuchte er, ihre schwer fassbare Hüfte zu erwischen, aber ob sein Hieb sie erreichte oder nicht, sein düsteres Aussehen änderte sich nie, obwohl die Adern auf seiner Schläfe purpurn anliefen. Der Wirt nannte ihn sehr witzig »Herr Professor«. »Na, wie geht's dem Herrn Professor heute Abend?«, fragte er, indem er zu ihm herüberkam; der Mann